Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 171. Bromberg, den 30. Juli 1929.

Frau Jenny Treibel.

Roman von Theodor Fontane.

(9. Fortsetzung.)

„Das alte Lied.“

„Corinna?“

„Ja.“

„Ja, Marcell, nimm mir's nicht übel, aber das ist ein schlechter Liebhaber, der immer väterlichen Vorspann braucht, um von der Stelle zu kommen. Du weißt, ich bin dafür. Ihr seid wie geschaffen für einander. Sie übersieht dich und uns alle; das Schmidtsche strebt in ihr nicht bloß der Vollendung zu, sondern, ich muß das sagen, obwohl ich ihr Vater bin, kommt auch ganz nah ans Ziel. Nicht jede Familie kann das ertragen. Aber das Schmidtsche setzt sich aus solchen Ingredienzien zusammen, daß die Vollendung, von der ich spreche, nie bedrücklich wird. Und warum nicht? Weil die Selbstironie, in der wir, glaube ich, groß sind, immer wieder ein Fragezeichen hinter der Vollendung macht. Das ist recht eigentlich das, was ich das Schmidtsche nenne. Folgst du?“

„Gewiß, Onkel. Sprich nur weiter.“

„Nun, sieh, Marcell, ihr paßt ganz vorzüglich zusammen. Sie hat die genialere Natur, hat so den letzten Knips von der Sache weg, aber das gibt keineswegs das Übergewicht im Leben. Fast im Gegenteil. Die Genialen bleiben immer halbe Kinder, in Eitelkeit befangen, und verlassen sich immer auf Intuition und bon sens und Sentiment und wie all die französischen Worte heißen mögen. Oder wir können auch auf gut Deutsch sagen, sie verlassen sich auf ihre guten Einfälle. Damit ist es nun aber so so; manchmal wetterleuchtet es freilich eine halbe Stunde lang oder auch noch länger, gewiß, das kommt vor; aber mit einem Mal ist das Elektrische wie verblitzt, und nun bleibt nicht bloß der Esprit aus wie Röhrwasser, sondern auch der gesunde Menschenverstand. Ja, der erst recht. Und so ist es auch mit Corinna. Sie bedarf einer verständigen Leitung, das heißt sie bedarf eines Mannes von Bildung und Charakter. Das bist du, das hast du. Du hast also meinen Segen; alles andere mußt du dir selber besorgen.“

„Ja, Onkel, das sagst du immer. Aber wie soll ich das anfangen? Eine lichterlohe Leidenschaft kann ich in ihr nicht entzünden. Vielleicht ist sie solcher Leidenschaft nicht einmal fähig; aber wenn auch, wie soll ein Vetter seine Kusine zur Leidenschaft anstacheln? Das kommt gar nicht vor. Die Leidenschaft ist etwas Plötzliches, und wenn man von seinem fünften Jahr an immer zusammen gespielt und sich, sagen wir hinter den Sauerkrauttonnen eines Budikers oder in einem Torf- und Holzkeller unzählige Male stundenlang versteckt hat, immer gemeinschaftlich und immer glückselig, daß Richard oder Arthur, obwohl sie dicht um einen herum waren, einen doch nicht finden konnten, ja, Onkel, da ist von Plötzlichkeit, dieser Vorbedingung der Leidenschaft, keine Rede mehr.“

Schmidt lachte. „Das hast du gut gesagt, Marcell, eigentlich über deine Mittel. Aber es steigert nur meine Liebe zu dir. Das Schmidtsche steckt doch auch in dir und ist nur unter dem steifen Wedderkoppschen etwas vergraben. Und das kann ich dir sagen, wenn du diesen Ton Corinna gegenüber festhältst, dann bist du durch ,dann hast du sie sicher.“

„Ach, Onkel, glaube doch das nicht. Du verkennst Corinna. Nach der einen Seite hin kennst du sie gar nicht. Alles, was klug und tüchtig und, vor allem, was espritvoll an ihr ist, das siehst du mit beiden Augen, aber was äußerlich und modern an ihr ist, das siehst du nicht. Ich kann nicht sagen, daß sie jene niedrigstehende Gefallsucht hat, die jeden erobern will, er sei wer er sei; von dieser Koketterie hat sie nichts. Aber sie nimmt sich erbarmungslos einen aufs Korn, einen, an dessen Spezialeroberung ihr gelegen ist, und du glaubst gar nicht, mit welcher grausamen Konsequenz, mit welcher infernalen Virtuosität sie dies von ihr erwählte Opfer in ihre Fäden einzuspinnen weiß.“

„Meinst du?“

„Ja, Onkel. Heute bei Treibels hatten wir wieder ein Musterbeispiel davon. Sie saß zwischen Leopold Treibel und einem Engländer, dessen Namen sie dir ja schon genannt hat, einem Mr. Nelson, der, wie die meisten Engländer aus guten Häusern, einen gewissen Naivitäts-Charme hatte, sonst aber herzlich wenig bedeutet. Nun hättest du Corinna sehen sollen. Sie beschäftigte sich anscheinend mit niemand anderem als diesem Sohn Albions, und es gelang ihr auch, ihn in Staunen zu setzen. Aber glaube nur ja nicht, daß ihr an dem flachsblonden Mr. Nelson im geringsten gelegen gewesen wäre; gelegen war ihr bloß an Leopold Treibel, an den sie kein einziges Wort, oder wenigstens nicht viele, direkt richtete, und dem zu Ehren sie doch eine Art von französischem Proverbe aufführte, kleine Komödie, dramatische Szene. Und wie ich dir versichern kann, Onkel, mit vollständigstem Erfolg. Dieser unglückliche Leopold lhängt schon lsange t,MNiO,t =pm=rntzngeieaTche.l =humlhw hängt schon lange an ihren Lippen und saugt das süße Gift ein, aber so wie heute habe ich ihn doch noch nicht gesehen. Er war von Kopf bis zu Fuß die helle Bewunderung, und jede Miene schien ausdrücken zu wollen: „Ach, wie langweilig ist Helene“ (das ist, wie du dich vielleicht erinnerst, die Frau seines Bruders), „und wie wundervoll ist diese Corinna.“

„Nun gut, Marcell, aber das alles kann ich so schlimm nicht finden. Warum soll sie nicht ihren Nachbar zur Rechten unterhalten, um auf ihren Nachbar zur Linken einen Eindruck zu machen? Das kommt alle Tage vor, das sind so kleine Kapricen, an denen die Frauennatur reich ist.“

„Du nennst es Kapricen, Onkel. Ja, wenn die Dinge so lägen! Es liegt aber anders. Alles ist Berechnung: sie will den Leopold heiraten.“

„Unsinn, Leopold ist ein Junge.“

„Nein, er ist fünfundzwanzig, gerade so alt wie Corinna selbst. Aber wenn er auch noch ein bloßer Junge wäre, Corinna hat sich's in den Kopf gesetzt und wird es durchführen.“

„Nicht möglich.“

„Doch, doch. Und nicht bloß möglich, sondern ganz gewiß. Sie hat es mir, als ich sie zur Rede stellte, selber gesagt. Sie will Leopold Treibels Frau werden, und wenn der Alte das Zeitliche segnet, was doch, wie sie mir versicherte, höchstens noch zehn Jahre dauern könne, und wenn er in seinem Zossener Wahlkreise gewählt würde, keine

fünfe mehr, so will sie die Villa beziehen, und wenn ich sie recht taxiere, so wird sie zu dem grauen Kakadu noch einen Pfauhahn anschaffen."

„Ach, Marcell, das sind Visionen."

„Vielleicht von ihr, wer will's sagen? Aber sicherlich nicht von mir. Denn all das waren ihre eigensten Worte. Du hättest sie hören sollen, Onkel, mit welcher Süffisance sie von „kleinen Verhältnissen" sprach, und wie sie das dürftige Kleinleben ausmalte, für das sie nun mal nicht geschaffen sei; sie sei nicht für Speck und Wruken und all dergleichen . . . und du hättest nur hören sollen, **wie** sie das sagte, nicht bloß so drüber hin, nein, es klang geradezu was von Bitterkeit mit durch, und ich sah zu meinem Schmerz, wie veräußerlicht sie ist, und wie die verdammte neue Zeit sie ganz in Banden hält."

„Hm", sagte Schmidt, „das gefällt mir nicht, namentlich das mit den Wruken. Das ist bloß ein dummes Vornehmtun und ist auch kulinarisch eine Torheit; denn alle Gerichte, die Friedrich Wilhelm I. liebte, so zum Beispiel Weißkohl mit Hammelfleisch oder Schlei mit Dill — ja, lieber Marcell, was will dagegen aufkommen? Und dagegen Front zu machen ist einfach Unverstand. Aber glaube mir, Corinna macht auch nicht Front dagegen, dazu ist sie viel zu sehr ihres Vaters Tochter, und wenn sie sich darin gefallen hat, dir von Modernität zu sprechen und dir vielleicht eine Pariser Hutnadel oder eine Sommerjacke, dran alles schick und wieder schick ist, zu beschreiben und so zu tun, als ob es in der ganzen Welt nichts gäbe, was an Wert und Schönheit damit verglichen werden könnte, so ist das alles bloß Feuerwerk, Phantasietätigkeit, jeu d'esprit, und wenn es ihr morgen paßt, dir einen Pfarramtskandidaten in der Jasminlaube zu beschreiben, der selig in Lottchens Armen ruht, so leistet sie das mit demselben Aplomb und mit derselben Virtuosität. Das ist, was ich das Schmidtsche nenne. Nein, Marcell, darüber darfst du dir keine grauen Haare wachsen lassen, das ist alles nicht ernstlich gemeint . . ."

„Es **ist** ernstlich gemeint . . ."

„Und **wenn** es ernstlich gemeint ist — was ich vorläufig noch nicht glaube, denn Corinna ist eine sonderbare Person — so nützt ihr dieser Ernst nichts, gar nichts, und es wird **doch** nichts draus. Darauf verlaß dich, Marcell. Denn zum Heiraten gehören zwei."

„Gewiß, Onkel. Aber Leopold will womöglich noch mehr als Corinna . . . ."

„Was gar keine Bedeutung hat. Denn laß dir sagen, und damit sprech ich ein großes Wort gelassen aus: die Kommerzienrätin will **nicht**."

„Bist du dessen so sicher?"

„Ganz sicher."

„Und hast du auch Zeichen dafür?"

„Zeichen und Beweise, Marcell. Und zwar Zeichen und Beweise, die du in deinem alten Onkel Willibald Schmidt hier leibhaftig vor dir siehst . . ."

„Das wäre?"

„Ja, Freund, leibhaftig vor dir siehst. Denn ich habe das Glück gehabt, an mir selbst, und zwar als Objekt und Opfer, das Wesen meiner Freundin Jenny studieren zu können. Jenny Bürstenbinder, das ist ihr Vatersname, wie du vielleicht schon weißt, ist der Typus einer Bourgeoise. Sie war talentiert dafür, von Kindesbeinen an, und in jenen Zeiten, wo sie noch drüben in ihres Vaters Laden, wenn der Alte gerade nicht hinsah, von den Traubenrosinen naschte, da war sie schon gerade so wie heute und deklamierte den „Taucher" und den „Gang nach dem Eisenhammer" und auch allerlei kleine Lieder, und wenn es recht was Rührendes war, so war ihr Auge schon damals immer in Tränen, und als ich eines Tages mein berühmtes Gedicht gedichtet hatte, du weißt schon, das Unglücksding, das sie seitdem immer singt und vielleicht auch heute wieder gesungen hat, da warf sie sich mir an die Brust und sagte: „Willibald, einziger, das kommt von Gott." Ich sagte halb verlegen etwas von meinem Gefühl und meiner Liebe, sie blieb aber dabei, es sei von Gott, und dabei schluchzte sie dermaßen, daß ich, so glücklich ich einerseits in meiner Eitelkeit war, doch auch wieder einen Schreck kriegte vor der Macht dieser Gefühle. Ja, Marcell, das war so unsere stille Verlobung, ganz still, aber doch immerhin eine Verlobung; wenigstens nahm ich's dafür und strengte mich riesig an, um so rasch wie möglich mit meinem Studium am Ende zu sein und mein Examen zu machen. Und ging auch alles vortrefflich. Als ich nun aber kam, um die Verlobung perfekt zu machen, da hielt sie mich hin, war abwechselnd vertraulich und dann wieder fremd, und während sie nach wie vor das Lied sang, **mein** Lied, liebäugelte sie mit jedem, der ins Haus kam, bis endlich Treibel erschien und dem Zauber ihrer kastanienbraunen Locken und mehr noch ihrer Sentimentalitäten erlag. Denn der Treibel von damals war noch nicht der Treibel von heut, und am anderen Tag kriegte ich die Verlobungskarten. Alles in allem eine sonderbare Geschichte, daran, das glaub ich sagen zu dürfen, andere Freundschaften gescheitert wären; aber ich bin kein Übelnehmer und Spielverderber, und in dem Liede, drin sich, wie du weißt, „die Herzen finden" — beiläufig eine himmlische Trivialität und ganz wie geschaffen für Jenny Treibel — in dem Liede lebt unsere Freundschaft fort bis diesen Tag, ganz so, als sei nichts vorgefallen. Und am Ende, warum auch nicht? Ich persönlich bin drüber weg, und Jenny Treibel hat ein Talent, alles zu vergessen, was sie vergessen will. Es ist eine gefährliche Person, und um so gefährlicher, als sie's selbst nicht recht weiß und sich aufrichtig einbildet, ein gefühlvolles Herz und vor allem ein Herz „für das Hohe" zu haben. Aber sie hat nur ein Herz für das Ponderable für alles, was ins Gewicht fällt und Zins trägt, und für viel weniger als eine halbe Million gibt sie den Leopold nicht fort, die halbe Million mag herkommen, woher sie will. Und dieser arme Leopold selbst. So viel weißt du doch, der ist nicht der Mensch des Aufbäumens oder der Eskapade nach Gretna Green. Ich sage dir, Marcell, unter Brückner tun es Treibels nicht, und Koegel ist ihnen noch lieber. Denn je mehr es nach Hof schmeckt, desto besser. Sie liberalisieren und sentimentalisieren beständig, aber das alles ist Farce; wenn es gilt Farbe zu bekennen, dann heißt es: Gold ist Trumpf und weiter nichts."

„Ich glaube, daß du Leopold unterschätzest."

„Ich fürchte, daß ich ihn noch überschätze. Ich kenn ihn noch aus der Untersekunda her. Weiter kam er nicht; wozu auch? Guter Mensch, Mittelgut, und als Charakter noch unter Mittel."

„Wenn du mit Corinna sprechen könntest."

„Nicht nötig, Marcell. Durch Dreinreden stört man nur den natürlichen Gang der Dinge. Mag übrigens alles schwanken und unsicher sein, eines steht fest: der Charakter meiner Freundin Jenny. Da ruhen die Wurzeln deiner Kraft. Und wenn Corinna sich in Tollheiten überschlägt, laß sie; den Ausgang der Sache kenn ich. Du sollst sie haben, und du wirst sie haben, und vielleicht eher, als du denkst."

Achtes Kapitel.

Treibel war ein Frühauf, wenigstens für einen Kommerzienrat, und trat nie später als acht Uhr in sein Arbeitszimmer, immer gestiefelt und gespornt, immer in saubenster Toilette. Er sah dann die Privatbriefe durch, tat einen Blick in die Zeitungen und wartete, bis seine Frau kam, um mit dieser gemeinschaftlich das erste Frühstück zu nehmen. In der Regel erschien die Rätin sehr bald nach ihm, heute aber verspätete sie sich, und weil der eingegangenen Briefe nur ein paar waren, die Zeitungen aber, in denen schon der Sommer vorspukte, wenig Inhalt hatten, so geriet Treibel in einen leisen Zustand von Ungeduld und durchmaß, nachdem er sich rasch von seinem kleinen Ledersofa erhoben hatte, die beiden großen, nebenan gelegenen Räume, darin sich die Gesellschaft vom Tage vorher abgespielt hatte. Das obere Schiebefenster des Garten- und Eßsaales war ganz heruntergelassen, so daß er, mit den Armen sich auflehnend, in bequemer Stellung in den unter ihm gelegenen Garten hinabsehen konnte. Die Szenerie war wie gestern, nur statt des Kakadu, der noch fehlte, sah man draußen die Honig, die, den Bologneser der Kommerzienrätin an einer Strippe führend, um das Bassin herumschritt. Dies geschah jeden Morgen und dauerte Mal für Mal, bis der Kakadu seinen Stangenplatz einnahm oder in seinem blanken Käfig ins Freie gestellt wurde, worauf sich dann die Honig mit dem Bologneser zurückzog, um einen Ausbruch von Feindseligkeiten zwischen den beiden gleichmäßig verwöhnten Lieblingen des Hauses zu vermeiden. Das alles indessen stand heute noch aus. Treibel, immer artig, erkundigte sich von seiner Fensterstellung aus, erst nach dem Befinden des Fräuleins — was die Kommerzienrätin, wenn sie's hörte, jedesmal sehr überflüssig fand — und fragte dann, als er beruhigende Versicherungen darüber entgegengenommen hatte, wie sie Mr. Nelsons eng-

lische Aussprache gefunden habe, dabei von der mehr oder weniger überzeugten Ansicht ausgehend, daß es jeder von einem Berliner Schulrat examinierten Erzieherin ein kleines sein müsse, dergleichen festzustellen. Die Honig, die diesen Glauben nicht gern zerstören wollte, beschränkte sich darauf, die Korrektheit von Mr. Nelsons A anzuzweifeln und diesem seinem A eine nicht ganz statthafte Mittelstellung zwischen der englischen und schottischen Aussprache dieses Vokals zuzuerkennen„ eine Bemerkung, die Treibel ganz ernsthaft hinnahm und weiter ausgesponnen haben würde, wenn er nicht im selben Moment ein leises Insschloßfallen einer der Vordertüren, also mutmaßlich das Eintreten der Kommerzienrätin, erlauscht hätte. Treibel hielt es auf diese Wahrnehmung hin für angezeigt, sich von der Honig zu verabschieden, und schritt wieder auf sein Arbeitszimmer zu, in das in der Tat die Rätin eben eingetreten war. Das auf einem Tablett wohl arrangierte Frühstück stand schon da.

(Fortsetzung folgt.)

Die Austauschtöchter.

Ein heiterer Roman von Margaret Laube.

(2. Fortsetzung.) ——

Nur die Dampfer hört sie hier nicht, die auf der Elbe tuten und in den Traum hineinrufen mit ihren mächtigen Stimmen.

Sie lehnt sich gegen den Kissenberg, nimmt noch ein Praliné aus dem neuen Karton, den ihr die Reisegefährten unter den Arm geschoben haben, und schläft, kaum daß sie es heruntergeschluckt hat, ein.

2. Kapitel.

Am frühen Nachmittag desselben Tages geht eine schlanke, zierliche Frau, die man kaum mittelgroß nennen kann, über einen Bahnsteig des Hamburger Hauptbahnhofes.

Jedesmal, wenn sie umwendet und nach der Seite zu wandert, woher die Züge aus dem Süden kommen, sieht sie entzückt das Leuchten eines wolkenlosen Oktobertages, der sich in die Glashaube der Bahnhofshalle förmlich hineindrängt mit seinem Licht. Der Bahndamm am Technikum ist salamandergrün wie im Frühling, die Silberbänder der Schienenstränge funkeln.

Der Zug, der seinen weißen Atem in die Farbenhelle hinausschleudert, füllt die Öffnung in der Glashalle: die zierliche Frau steht still und sieht aufmerksam an den Fenstern entlang, die an ihr vorüberfahren. Aber es dauert wenigstens noch fünf Minuten, bis sie endlich im abflauenden Gedränge ein großes Mädchen stehen sieht, das unschlüssig an einem welken Veilchenbündel zupft, es aus dem Knopfloch nimmt und damit hantiert. Neben ihm sind drei Kupeekoffer aufgebaut, sie ist inmitten ihrer Ausstattung so unbeweglich wie nur möglich. Die schlanke Frau hat im Näherkommen Zeit genug, die wartende Veilchenträgerin zu betrachten. Kein Zug in ihrem festen kleinen Gesicht verrät, wie gründlich sie diese Musterung besorgt hat.

„Sie sind Fräulein Margarete Lemme?" fragt sie und reckt ihre Hand dem von Köfferchen bewachten Mädchen entgegen.

„Jawohl, gnädige Frau."

Hellbraune Augen. Ein verlegener Blick und ein verlegenes Lachen. Aber der schöne Mund teilt sich entzückend über tadellosen Zähnen.

„Seien Sie mir willkommen!" Frau Seitz winkt einem Kofferträger, der sich an einem Riemen die drei Köfferchen auf die Schulter lädt. „Wo ist Ihr Kofferschein, Fräulein Margarete?"

Das junge Mädchen sieht verwirrt auf. „Ich habe keinen, gnädige Frau. Das sind ja meine Koffer hier. Vater hat sie mir ins Abteil gereicht."

Frau Seitz nickt kurz. „Gut. Dann wollen wir hier hinaufgehen, bitte."

Sie stiegen nebeneinander die Treppe empor. „Sind Sie sehr ermüdet? Ich meine, ob Sie noch einige Besorgungen mit mir machen können? Wir wohnen draußen an der Elbe und ich würde gern noch einige Einkäufe in der City machen."

Sie wirft noch einen aufmerksamen Blick auf die verweinten Augen, die aber jetzt in der Bahnhofshalle erregt von Bild zu Bild wandern.

„Möchten Sie bitte keine Rücksicht auf mich nehmen, gnädige Frau. Ich bin, ich kann natürlich —"

„Werfen Sie doch das welke Sträußchen fort! Dort drüben ist ein Papierkorb."

Gretchen Lemme sieht auf das kleine Bündel Heu, das sie in der Hand hält. „Es blüht vielleicht noch auf", sagt sie plötzlich mit ganz anderer Stimme.

Frau Seitz schüttelt, für Gretchen unsichtbar, den Kopf und lacht. „Meinetwegen. Aber ich glaube es nicht." Es klingt gütig und spöttisch zugleich, und Gretchen fühlt, wie ihre Lippen zu zittern beginnen.

Sie hat Heimweh, denkt Frau Seitz und zieht sie rasch zum Bahnhofseingang, wo der Kofferträger schon wartet. Sie zeigt auf einen langen, schmalen Wagen am Kantstein, mit zartgrauer Karosserie und dunkelblauen Ledersitzen. Einen Augenblick prüft sie Wagen und Koffer, dann sagte sie bedauernd: „Wir müssen die Klappe öffnen. Fassen Sie hier an!" Der Kofferträger hilft ihr, und gleich darauf sind die drei Taschen im Notsitz verstaut. Die junge Thüringerin steht in der Sonne mit ihren schmerzenden Augen, sie ist hungrig, denn sie hat während der ganzen Fahrt nichts essen können, aber sie spürt es nicht, das von Autohörnern pfeilartig durchstoßene Brausen der großen Stadt hämmert auf sie ein.

Andere Wagen drängen an dem hellgrauen vorbei, der zu diesen Leuten gehört und nun auch zu ihr, da sie bei ihnen leben soll. Vorn auf dem Kühler reckt sich die gestreckte, von sausender Bewegung belebte Gestalt eines Vogels: ihr Blick klammert sich an diesen Vogel, er wird in diesem Augenblick für sie das Symbol des Lebens in dieser Stadt am Fluß, nah dem Meer — betäubt sieht sie sich auf einen niedrigen, weichen Sitz heruntergedrückt, und die Frau neben ihr rückt an einem Hebel, ihr langer Stulpenhandschuh fingert ruhig an dem Rad entlang: dann schwebt der hellgraue Wagen mit ihnen im Bogen zwischen Menschen, Wagen und Fahrrädern hindurch, hinaus auf die Straße, wo gelbe Straßenbahnwagen in langer Kette sich hintereinander schieben.

Sie weiß nicht, daß sie die welken Veilchen noch immer in der linken Hand hält. Mit der rechten muß sie ihren Hut festhalten, von der Alster, die jäh hinter einer Baumgruppe und einem Steintempel, von dem ein prosaischer Bankname in Goldbuchstaben schreit, blau sichtbar wird, fegt ein fröhlicher Wind ihnen entgegen. Frau Seitz greift in eine offene Seitentasche neben sich und reicht dem Gast eine kleine schwarze Mütze.

Sie hat jetzt mit der Lombardsbrücke so viel zu tun, daß sie nicht darauf achten kann, wie Gretchens rötlichblonde, lockige Haarsträhnen durch die Luft sausen, wie sie das winzige Mützchen nicht über den Haarknoten bringt und nun hilflos, umflattert von Goldschlangen, in das Tohuwabohu starrt, durch das eine Frau das Fahrzeug steuert, in dem sie sitzt.

Eine Frau! Gipsys Mutter! Aber nichts, das dem ähnelt, was sie von dem Begriff Mutter erwartet! Eine junge, von keinerlei Alterszeichen berührte Frau; jedenfalls kann Gretchen die Berührung nicht sehen, mit der die Jahre dieses feste, kleine Gesicht markiert haben.

An der nächsten Straßenkreuzung müssen sie halten. Ein Licht hängt als roter und sehr schwacher Punkt hoch über dem Strom. Aber so schwach es scheint, so mächtig ist es. Neben dem grauen Zweisitzer sammeln sie sich, halten schnurrend — ein ungeduldiges Zittern bewegt alle diese Fahrzeuge, sie vibrieren mit leisem Ton und füllen die Großstadtmusik mit ihrer kaum hörbaren, aber doch vorhandenen Begleitstimme auf.

„Geht es nicht?" lacht Frau Seitz. Ach so, das Kind ist nicht gebobbt. Ja dann . . .

„Setzen Sie nur den Hut wieder auf," meint sie gutmütig, „in den Straßen ist es nicht so windig."

Gehorsam zieht Gretchen den deformierten Filzhut wieder über die Goldschlangen. Der Wagen ruckt singend an und rollt an der Alster entlang. Zwei kleine weiße Dampfer, Omnibusse der Wasserstadt, begegnen sich auf der schimmernden Fläche, ein spätes Segelboot neigt sich unter einer Bö. Von dem Palast der Hamburg-Amerika-Linie wellen sich Fahnen.

„Hier ist Hamburg", sagt eine metallische Stimme neben Gretchen. Auf dem bisher unbewegten Gesicht der Frau liegt der Ausdruck einer tiefen, wissenden und ruhigen Liebe. Markus Seitz und Hamburg. Diese zwei sind verschmolzen und ein Begriff.

Die Thüringerin fliegt mit den Augen rundumher. Der Traum Hamburg kann an ihre Sinne heran, denn ihr Körper ruht ungefährdet in den weichen Kissen, und die behandschuhte Hand der Frau neben ihr dreht den Film, der an ihnen vorüberflimmert. Sie braucht nur die Augen zu öffnen. Und sie tut es, bis mit einemmal eine Erinnerung durch ihr Gehirn flattert. Sie versucht erschrocken sich aufzusetzen: „Ich soll die besten Empfehlungen von meinen Eltern ausrichten, gnädige Frau. Ich bitte um Verzeihung, daß ich es bis jetzt vergessen habe."

„Danke. Das ist selbstverständlich."

Gretchen weiß nicht was das bedeuten soll. Sind die Grüße selbstverständlich oder — ist es möglich, daß Frau Seitz meint, ihre Vergeßlichkeit sei selbstverständlich. Sie sieht vollkommen verwildert auf ihre Nachbarin.

„Ja, ja", lacht die — dann muß sie die Hand aufheben und die Bewegungen eines kolossalen weißen Handschuhs im Auge behalten. Als die weiße Hand zur Seite sinkt, biegen sie in eine Straße ein, deren Asphalt schwarz und spiegelblank gewetzt ist und wo sie ein rascheres Tempo einschlagen, bis sie wieder an der nächsten Ecke stehenbleiben, gerade unter einem großen rotweißen Pfeil, der auf ihre Köpfe herunterzeigt.

„Einbahnstraße", erklärte Frau Seitz. Das fremde Wort huscht an Gretchen vorüber. Sie nimmt es nicht auf. Sie hat zerflatternde Töne einer Trompete gehört, jetzt wieder — sie horcht und Frau Seitz versteht sie sofort. „Straßenmusikanten! Ja, da lachen Sie wohl, Fräulein Margarete. Aber die gibt es hier noch!" Sie fährt an den Kantstein, holt zwei Groschen aus einer Manteltasche und gibt sie einem kleinen Jungen, der mit offenem Mund auf den Baßtrompeter blickt, dessen Backen sich ballonartig aufblasen und leeren.

Er unterbricht seine Andacht und steckt dem dicken Mann das Geld in die Rocktasche. Dann fallen seine Lippen wieder willenlos auseinander.

Frau Lissie sitzt im Wagen und lacht. „Immer noch Musik", sagt sie vergnügt, „wenn auch keine schöne."

Sie fahren weiter. Und nun muß Gretchen immer wieder kleine Päckchen auf den Schoß nehmen, bei Heimerdinger kommt ein junger Mann im weißen Kittel mit heraus und legt eine Pappschale mit Brüsseler Trauben auf ihre Knie, alles andere verschwindet zwischen ihren Koffern im Notsitz. Sogar ein Fisch in einer Eishülle wird dort versenkt. Sie sitzt allein im Wagen und wartet, daß Frau Seitz mit den schnellen Schritten aus den Läden wieder herauskommt, wieder in den Stulpenhandschuh schlüpft und das hellgraue, lange Schiff ein Stückchen weitersteuert. Nachdem sie viermal ihr so entgegengesehen hat, hält der Wagen vor einer Konditorei.

Hier muß Gretchen mit aussteigen. Sie muß zwischen Reihen blaßroter Sesselchen hindurchgehen, staubig wie sie ist, mit den unordentlichen Haarsträhnen unter dem hastig aufgesetzten Hut, zerknittert und müde, plötzlich so furchtbar müde und mutlos! Mitten zwischen einem halben Hundert lebendiger Modebilder aus der „Dame" oder der „Vogue": nicht eine ist dabei, die nicht die letzte Schöpfung ihrer Göttin Mode kennt, die nicht weiß, daß zwei Zentimeter mehr oder weniger an einem Hutrand das Erkennungszeichen für einen wachen Geschmack oder deren völligen Mangel bedeutet, die nicht sofort weiß, wann der Siegeszug einer neuen Farbe begonnen hat. Lauter Frauen, die jede Linie ihres Gesichts kennen und das Geheimnis, ihm einen Charakter zu geben oder ihn zu unterstreichen.

Sie geht und fühlt dabei, daß schwarze Flocken sich vor ihre Augen legen. Sie ist noch nie ohnmächtig gewesen, aber es scheint ihr, als wenn es nichts anderes als Ohnmacht sein kann, das plötzlich diese merkwürdige Kälte über ihr Gesicht jagt und ihre Augen blind macht.

Sie packt die Stuhllehne, als Frau Seitz endlich einen leeren Tisch gefunden hat, und sieht, im Kreisen der dunklen Schatten um sich her, unentwegt und tapfer gerade auf die viel kleinere Frau, die etwas zu ihr sagt.

Sie antwortet auch etwas, aber das geht schon mechanisch vor sich. Dann wird sie ergriffen, sitzt in einem weichen tiefen Stuhl und irgend jemand streichelt ihre Hand über dem Buckskinhandschuh, den sie noch immer anhat. Nach einer Ewigkeit, wo immer noch dunkle Ringe schwingen, hilft die fremde Hand ihr, einen Kognak zum Munde zu führen und gleich darauf einen heißen, wunderbar duftenden Kaffee, den sie gierig herunterschluckt. Die Ringe lösen sich auf, sie kann wieder sehen: sie sitzt hinter einer halbhohen Wand, keiner kann sie beobachten, nur Frau Seitz mit ihren hellgrauen Augen sieht sie an und hält ihr einen Teller mit einem Sahnekuchen entgegen, den sie mit einem hilflosen Lächeln entgegennimmt und verzehrt.

Sie schämt sich entsetzlich, aber sie ißt noch einen zweiten Kuchen, der mit seinem Duft aus Ananas, Zitronen, Rahm und Arrak etwas Köstliches in ihren armen hungrigen Magen hineinschmeichelt. Und erst, als die kleine Kaffeekanne leer ist, ist die Welt umher wieder zur Ruhe gekommen, der Boden mit dem dicken Velourbelag wieder horizontal und die vielen schmalen Spiegel getreue Bilder dessen, was um sie her plaudert und ißt und trinkt.

„Poor little thing." Die Silben schweben noch in ihrem Ohr. Sie hat Englisch in Sandershausen gelernt, aber nur unpersönliches, trockenes Schulenglisch. Es ist sehr schwer, die Tränen zurückzupressen, die unter den weichen Silben hervorbrechen wollen.

(Fortsetzung folgt)

Bunte Chronik

* **Fünfzig Jahre unter den Maoris.** Eine Weiße namens Caroline Perrett, die als achtjähriges Kind verschwand, ist jetzt nach 50 Jahren unter den Eingeborenen Neuseelands, den Maoris, wieder aufgefunden worden. Man nahm damals an, daß das Kind von den Wilden geraubt worden sei aus Rache dafür, daß bei der Anlage einer neuen Eisenbahnstrecke eine Begräbnisstätte entweiht worden war, aber man hatte keine Spur feststellen können. Nun sah kürzlich eine Verwandte der Familie, die die Geschichte von dem verlorenen Kind kannte, unter den Maoris eine weiße Frau und erkannte eine große Familienähnlichkeit. Nähere Nachforschungen ergaben, daß es sich tatsächlich um das einst geraubte Mädchen handelte. Sie hatte die Sprache und Sitten dieser Primitiven angenommen und einen Maori geheiratet. In der neuen Umgebung hatte sie alles aus ihrer Kindheit und auch ihre europäische Abstammung vergessen.

Lustige Rundschau

* **Urteil.** Maier trägt auf Scheidung an, Maier setzt die Scheidung durch. Fragt ihn Lehmann: „Nun, wie hat's gegangen?" — „Ganz eigen!" achselzuckt Maier. „Über den Richter staune ich noch. Die Möbel, die ich in die Ehe gebracht habe, wurden der Frau zugesprochen, und die Kinder, die sie in die Ehe brachte, mir!"

* **Voltaire.** Ein junger Autor las Voltaire ein Stück vor. Endlich war er zu Ende. „Wie finden Sie es?" — „Junger Mann," sagte Voltaire, „so etwas dürfen Sie erst schreiben, wenn Sie einmal berühmt sind. Bis dahin müssen Ihre Stücke gut sein."

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hans Wiese; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.